



Niederdeutsches Heimatblatt



Wahrzeichen der Heimat: der Ochsenturm

Dem Heimatblatt zum Jubiläum

Nachdem der Heimatbund der Männer vom Morgenstern im letzten Jahre sein 75jähriges Bestehen feierlich hat begehen können, erlebt nun auch unser Heimatblatt ein Jubiläum, trägt doch die Aprilausgabe dieses Jahrgangs die Nr. 100. Konnte der Heimatbund im letzten Jahre viele gutgemeinte Glückwünsche entgegennehmen, so wird er an diesem hochfreudlichen Tage seinerseits als einer der ersten Gratulanten sich melden dürfen. Er hat ja allen Anlaß, auf dieses Kind stolz zu sein. Wie allein schon die Dauer seines Bestehens erkennen läßt, hat das Niederdeutsche Heimatblatt es verstanden, seinen Platz neben dem Jahrbuch und den Sonderschriften der Männer vom Morgenstern wacker zu behaupten. Das war nicht immer leicht und stellte an die Schriftleitung hohe und höchste Anforderungen. Denn während die Linie des Jahrbuchs und der monographischen Darstellungen des Heimatbundes durch die Belange der Wissenschaft und allein durch sie vorgezeichnet ist, galt es hier, bei Einhaltung strengster Wissenschaftlichkeit zugleich der Heimat und ihrer Sache zu dienen, ohne die Wünsche einer breiten Leserschaft außer acht zu lassen. Doch meinen wir, daß es dem Heimatblatt wohl gelungen ist, dieser doppelten oder dreifachen Aufgabe gerecht zu werden. Wer sich einmal die Mühe gemacht hat, die Inhaltsverzeichnisse für die bisher abgeschlossenen Jahrgänge durchzusehen, muß zu der Überzeugung kommen, daß die Heimatblätter in ihrer Gesamtheit heute schon ein stattliches Kompendium des Wissens um unser Land zwischen den Mündungen der Weser und Elbe bilden. Uns ist denn auch bekannt, daß die Aufsätze, die das Niederdeutsche Heimatblatt bringt, nicht nur in unserem Gebiet, sondern auch jenseits seiner Grenzen von der Forschung aufmerksam verfolgt werden, wie uns andererseits manche zusprechende Äußerung aus den Kreisen der heimischen Leserschaft in Stadt und Land zu Ohren gekommen ist.

Eine Zeitung schreibt sich nicht von selbst, und wenn sie gerät, liegt das zwar zum guten Teil an den Mitarbeitern, vor allem aber an den verantwortlichen Männern, an der Schriftleitung. Sie hat bis vor vier Jahren in den Händen des genialen Schriftführers des Heimatbundes, Th. A. Schröter, gelegen, nachdem in unermüdlicher Tätigkeit J. J. Cordes nach Krieg und Verbot das Wiedererscheinen des Heimatblattes durchgesetzt hatte. Es wird seit Th. A. Schröters allzufrühen Tode in altbewährter Form fortgeführt durch einen Mann, der sich gleich ihm mit seiner ganzen Kraft und seinem umfassenden Wissen für die Heimatkunde und Heimatpflege des Gebiets zwischen Niederweser und Niederelbe einsetzt, Dr. Dr. Panzer. Beiden Männern herzlich zu danken, gibt uns der heutige Tag willkommene Gelegenheit, und in diesen Dank seien eingeschlossen Verlag und Schriftleitung der Nordsee-Zeitung, deren verständnisvoller Zusammenarbeit mit den Herausgebern es zu danken ist, wenn wir alle heute mit Befriedigung auf das Geleistete zurückblicken können.

Dem Niederdeutschen Heimatblatt aber wünschen wir Männer vom Morgenstern ein weiteres kräftiges Blühen, Wachsen und Gedeihen.

Dr. jur. Benno Eide Siebs

Erster Vorsitzender des Heimatbundes
der Männer vom Morgenstern

Rückblick und Ausblick

Offener Brief an den Schriftleiter

Sehr geehrter und lieber Herr Dr. Dr. Panzer, gern entspreche ich Ihrem Wunsche, für die 100. Nummer des „Niederdeutschen Heimatblattes“ eine Rückschau auf den Werdegang dieses Blattes zu geben; doch muß ich mich leider wegen der Kürze der mir gelassenen Frist ganz allein auf mein Gedächtnis stützen. Der Heimatbund der Männer vom Morgenstern schuldet allen Tageszeitungen seines Arbeitsgebietes zwischen Elb- und Wesermündung seinen Dank für die willige und verständige Förderung seiner Aufgaben und Ziele. Wenn sich im Laufe der Zeit zu der Nordwestdeutschen und dann zu der Nordsee-Zeitung ein besonderes Verhältnis entwickelte, so lag das daran, daß der Bund durch diese Beilage einen großen Leserkreis erfaßte, und daß auch die auswärtigen Nichtleser dieser Tageszeitung die Beilage gegen eine mäßige Entschädigung beziehen konnten und damit statt der „Mitteilungen“, wie sie vom Bremer und Stader Verein als Bindeglied geschaffen wurden, eine Brücke gebaut wurde.

Als nach dem ersten Weltkriege die Heimatbewegung allerorten einen mächtigen Auftrieb erhielt, bat der damalige Verleger, J. Ditzgen, den Leiter des Morgensternmuseums, Friedrich Plettke, die Herausgabe einer Heimatbeilage zu übernehmen. Den besonderen Interessen dieses verdienten Mannes entsprechend, fanden die Vorgeschichte und die Naturwissenschaften durch ihn eine bevorzugte Behandlung.

Nach dem Rücktritt von Friedrich Plettke übernahm der Hauptschriftleiter der Nordwestdeutschen Zeitung, Wilhelm Georg, die Leitung der Beilage. Er bat mich als Mitglied des Vereinsrates der Morgensterner und als den zum „Pressewart“ des Bundes bestimmten Vertreter, ihm bei der Auswahl von geeigneten Mitarbeitern und bei der Zusammenstellung des Inhalts Hilfestellung zu geben. Als bekannter und erfahrener Schriftsteller wußte er, daß es notwendig sei, den Leser durch Anknüpfung an seine nächsten Interessen und geistigen Bedürfnisse zu erfassen. Schon Goethe schrieb: „Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich — so du kannst — über die ganze Welt“. Und Humboldt meinte: „Das Auge muß sehen gelernt haben. Die Beobachtung der Natur weckt und schärft den Blick für die Erkenntnis fremder Länder“. — Als Anwohner des Meeres tragen Friesen

Die Besinnung auf die Heimat, ihre unabhängig waltende Kraft und ihre Geschichte ist die stärkste Bindung für eine menschliche Gemeinschaft, denn sie steht jenseits aller Gruppeninteressen. Diese Überlegung stand, wie schon erstmals im Jahre 1924 bei der Nordwestdeutschen Zeitung, auch bei der Wiedererrichtung unserer Beilage „Niederdeutsches Heimatblatt“ im Jahre 1950 Pate, und sie wurde sinngemäß als Gemeinschaftsarbeit von Heimatbund und Heimatzeitung weiterentwickelt. Wir dürfen heute bei ihrem hundertsten Erscheinen nach dem Kriege mit Freuden feststellen, daß die Beilage auch in diesen acht Aufbaujahren zunehmend Anklang gefunden hat. Wir wünschen unserem Niederdeutschen Heimatblatt und den Männern vom Morgenstern für ihren weiteren Weg, daß sie dem Heimatgedanken immer neue Freunde gewinnen werden.

Verlag und Redaktion
der

Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung

und Niedersachsen zwei in ihrer Brust wirkende Kräfte in sich: das Heimweh und das Fernweh. Heimatsinn und Weltstreben haben ihnen den Weg in die Zukunft gewiesen. Das wußte schon E. M. Arndt: „... so wie sie das Meer sehen, reißt es sie mit allen sehnsuchtsgehwollten Segeln der Seele in die Weite der Welt hinaus; aber je mehr sie die Heimat gefunden und durchforscht haben, desto inniger lieben sie ihr Land.“ Es galt also, an die Eigenart der Verhältnisse und an die Charaktereigenschaften unserer Bevölkerung anzuknüpfen, an das Wesen der Bauern und Handwerker auf dem Lande und an die Menschen, die ihr Brot in der Industrie, Fischerei und Schifffahrt fanden. Man sieht, daß Presse und Heimatbewegung eine ganze Wegstrecke zusammengehen können und müssen, wenn sie der Volksbildung und dem Volke dienen wollen.

In den 30er Jahren wurde die Herausgabe des Blattes dem jungen und klugen Heinz Bockhacker übergeben. Ihn bewog ich, der Volkskunde einen größeren Raum zu gewähren und vor allem auch den Gegenwartsverhältnissen mehr Beachtung zu schenken. Das entsprach ganz seiner Einstellung; denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein und eine Tageszeitung nicht von der einfachen Wiedergabe des Zeitgeschehens. Beide, Presse und Heimatbewegung, müssen stets auf der Vergangenheit aufbauen. Doch gerade in dieser Beziehung durfte sich die Volkskunde keiner übertriebenen Sentimentalität hingeben. Mancherorts stand noch immer der „Rettungsgedanke“ als mißverständenes Erbe der Romantik hoch im Kurse.

Neuere Forscher — wie z. B. Prof. Mackensen — sprachen von ihr als von einer „Restekunde“, als von einer „Altentell- und Spitalromantik“ und versuchten sie von dem Verdacht zu befreien, Sammelbegriff für „verstaubte Vorgestrigkeit“ zu sein. Es galt, das Heute zu verstehen und auch die Großstädter, den Arbeiter und Industriemenschen einzubeziehen, wenn man das geistige und seelische Kräftespiel des deutschen Menschen als eines Gemeinschaftswesens im Volksganzen erkennen wollte.

Durch die neue Rubrik „Mitteilungen und Hinweise“ wurde nun auch die Arbeit der Brudervereine in Bremen und Stade und auch die Tätigkeit des Niedersächsischen Heimatbundes berücksichtigt. Es wurde Zeit, daß man den Blick über die Grenzen der eigenen Arbeit hinauslenkte.

Die Zusammenarbeit war gut

Zusammenfassend aber verdient festgestellt zu werden, daß die Zusammenarbeit stets von der Bereitschaft getragen wurde, dem gleichen Ziele zu dienen. Niemals, auch nicht ein einziges Mal, gab es eine Gegensätzlichkeit oder gar eine Verstimmung.

Mit dem Zusammenbruch unseres Vaterlandes nach dem zweiten Weltkriege gab es sowohl für die Presse als auch für den Morgenstern ein Verbot der Betätigung durch die Besatzungsmächte. Erst nach vielen Eingaben und Verhandlungen konnte ich erreichen, daß dem Heimatbund durch Verfügung vom 5. 6. 1947 wieder freie Bahn gegeben wurde. Und wieder fanden wir beim Verlag — jetzt bei dem „jungen“ Herrn Ditzgen — volles Verständnis und williges Entgegenkommen. In einer von ihm einberufenen Sitzung des Redaktionsstabes fanden unsere Wünsche und Vorschläge, wie ich sie in verkürzter Form der Januarnummer 1950 voranstellte, volle Billigung. Diesmal wurde Walter Nikolei zum Mittler zwischen Zeitung und Heimatbund bestimmt. Er, der sein Wissen um die Heimat und seine Liebe zu ihr auch durch die Redaktion des heimatgebundenen Nordseekalenders unter Beweis stellt, war davon überzeugt, daß zwar das Sammeln und Erhalten des dinglichen, geistigen und sprachlichen Volksgutes für ein Museum und für die wissenschaftliche Forschung notwendig ist, daß jedoch die Hauptsache die Pflege der Menschenseele ist, die hinter diesen Dingen steht. Wer sie in ihren Tiefen erkennen will, muß wissen, wie das Volk denkt, feiert, wie es liest, glaubt und Zeit und Ewigkeit wertet. Goethe schrieb in den Wahlverwandtschaften: „Das eigentliche Studium des Menschen ist der Mensch.“ Es gilt also, das innerste Wesen unseres Volkes in allen seinen berufsständischen Gruppen mit der Vielfalt seiner Spiegelungen zu begreifen und mitzuhelfen an der Bildung eines volkhafte Gemeinschaftslebens auf der Grundlage der Anerkennung und Achtung der Arbeit und der Leistungen aller Berufsstände, und es gehört zu den besten Aufgaben der Presse und der Heimatbewegung, diesen Gemeinschaftsgedanken zu fördern und zu vertiefen, der einst der Träger von Sitte und Brauch, der Tracht, des Hausbaues und der gesamten Lebenshaltung war. Wir müssen Brücken bauen...

Wir sind stolz auf unsere Freiheit, die es uns gestattet, unser Wesen nach den uns verliehenen Kräften zu entwickeln und zu formen; aber leider drohen rücksichtsloser Egoismus und Gewissenlosigkeit diese Entwicklung zu hemmen. Ohne Selbstdisziplin und Verantwortungsbewußtsein gegenüber Vergangenheit und Zukunft kann unser Volk nicht glücklich werden; wir müssen sie wie ein wärmendes Feuer bewachen und behüten. Was ist auch eine Nation ohne eine heimatfeste und heimatliebende Bevölkerung? Ein wurzelloser Baum im dünnen Erdrich. Wir Anwohner der beiden großen deutschen Ströme wissen aus eigener Sicht um die Bedeutung des Welthandels, der als Vermittler des Güteraustausches die Heimat mit allen Zonen der Erde in stete Beziehung setzt. Solche Knotenpunkte der Weltinteressen sind eine Art Weltspiegel, dessen Strahlen wechselseitig Heimat und Fremde erhellen. Es stimmt schon:

„Des Lebens Tiefen, die Weiten der Welt,
die Heimat in sich umschlossen hält.“

Lieber Herr Dr. Panzer, ich wünsche Ihnen, daß Sie in Verbindung mit unserm „tagenbaren Wurster“ aus Wremen, Hein Carstens — wie auch unser unvergessener Th. A. Schröter — eine

reine und tiefe Befriedigung in ihrer Betätigung finden möchten.

So ist nun aus dem Rückblick zum Schluß noch eine Vorschau geworden, und damit setze ich für alle Tätigen auf dem Felde der Mitarbeit an unserm Volke — für die Männer der Presse und für die Heimatleute und ganz besonders für unsere Jugend — die Mahnung:

„Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,
an deines Volkes Auferstehn.
Laß diesen Glauben dir nicht rauben
trotz allem, allem, was geschehn,
und handeln sollst du so, als hinge
von dir und deinem Tun allein
das Schicksal ab der Dinge
und die Verantwortung wäre — dein!“

Ihr J. J. Cordes

Ein Wort des Schriftleiters

Wenn Hermann Löns in einem seiner Romane hübsch überspitzt die Äußerung tun läßt, daß der Maler Helmold Hagenrieder in einem Streitgespräch über Kunst nicht zuständig sei, denn er sei „Fachmann und stehe daher in den Dingen und nicht über ihnen“ und daher könne er nicht mitreden — dann kann man dies auch dem Schriftleiter, der zur 100. Ausgabe des Heimatblattes etwas sagen will, vorwerfen — oder zugute halten.

Man wird ihm aber sicher gestatten, Dank auszusprechen nach verschiedenen Seiten: Zuerst und ganz besonders herzlich den Mitarbeitern im Hause des Verlages, den Mitarbeitern in der Setzerei, die mit schwierigen Handschriften fertig werden und sauberen Satz liefern und beim „Umbruch“ den Wünschen nach gefälliger und einwandfreier Gestaltung gerecht werden müssen, den Korrektoren, die einen mühsamen aber erfolgreichen Kampf gegen den Druckfehlerteufel führen und den Männern der Chemigraphie, die liebevoll um die nicht immer einfache Wiedergabe der Bilder bemüht sind.

Ihnen allen, die da in der Stille und unbekannt Wesentliches für das Zustandekommen des Heimatblattes geleistet haben, verdankt der Schriftleiter manchen Rat und manche freundliche Hilfe, die ihm die Arbeit schön und leicht gemacht haben und dem Heimatblatt zugute gekommen sind.

Dank gilt auch den Heimatforschern und Schriftstellern, die den Stoff liefern und den Wünschen nach Kürzung oder Erweiterung, nach Zusätzen, nach frühem oder spätem Abdruck Verständnis entgegenbringen. Und für den Dank an den Verlag mögen unverändert die Worte stehen, die Heinrich Rüther 1931 ausgesprochen hat, als die Heimatbeilage der Nordsee-Zeitung erstmalig Mitteilungsblatt der Morgensterne wurde:

„Wir wissen das freundliche Entgegenkommen des Verlages wohl zu würdigen und sprechen den ernsthaften Wunsch aus, daß diese Verbindung

lange andauern möge. Sie beruht ja nicht vor allem auf rein geschäftlichen Berechnungen, sondern die echte vaterländische Haltung dieses Blattes und das feine, stets bekundete Verständnis für die Kräfte, die in der Heimatbewegung ruhen, geben uns die beste Gewähr für ersprießliches Zusammenarbeiten. Auf viele Jahre!“

Was sonst noch zu sagen wäre?

Nun, denen, die immer wieder einmal achselzuckend und vielleicht ein wenig überheblich fragen, was schon in einer Großstadtzeitung und in der heutigen Zeit eine „Heimatbeilage“ solle, — ihnen muß immer wieder und in Freundlichkeit und in Eindringlichkeit geantwortet werden. Das ist nicht einfach — der altersweise Goethe hat schon zu Eckermann gesagt: „Aber denken Sie nur nicht, man könne etwas Natürliches und Schönes populär machen. Zum wenigsten will es Zeit haben und verlangt verzweifelte Künste.“

Und im selben Jahre 1825 hat Goethe geäußert: „Das ist aber immer der Vortheil irgendeiner leidenschaftlichen Richtung, daß sie uns in das Innere der Dinge treibt. Auch ist das Suchen und Irren gut, denn durch Suchen und Irren lernt man. Und zwar lernt man nicht bloß die Sache, sondern den ganzen Umfang ... daß ich eben alles selber suchen und finden und auch gelegentlich irren mußte, dadurch kann ich sagen, daß ich von den Dingen etwas weiß, und zwar mehr, als auf dem Papiere steht.“

Was da geschrieben ist, nimmt auch der Schriftleiter für sich in Anspruch. Aber es gilt auch für jeden, der sich mit dem Verstande und im Herzen mit den Dingen der Heimat beschäftigt, und er wird reicher — gerade als Großstädter — wenn er es tut.

Die schlimmen Kartographen

Zu der von Dr. B. E. Siebs in der vorletzten Ausgabe des Heimatblatts gegebenen interessanten Schilderung einer alten, zahlreiche geographische Irrtümer aufweisenden Küstenkarte kann ich einige bezeichnende Ergänzungen mitteilen.

In meiner bescheidenen Sammlung alter Karten finden sich drei Blätter, auf denen — mit gewissen Abweichungen — die gleichen Fehler wiederkehren, die Dr. Siebs schildert. Das besonders Bemerkenswerte hieran ist, daß diese Karten ganz verschiedener Herkunft und ganz verschiedenen Alters sind. Das älteste der Blätter stammt aus dem berühmten Mercator-Atlas von 1595 (Gerhard Mercator, eigentlich Kramer, aus dem flämischen Rupelmonde, gest. 1595; auf ihn geht auch eine Art der Karten-Darstellung, die sog. Mercator-Projektion, zurück). Das Blatt umfaßt den nördlichen Teil des Westfälischen Kreises und das Stift Bremen („Westfalia cum Dioecesi Bremensi“). Die

beiden jüngeren Blätter sind französischer Herkunft: 1. „Haute Partie de la Basse Saxe“, Sanson, Paris 1679; 2. „L'Empire d'Allemagne“, Jaillot, Paris ohne Jahr, etwa 1680.

Zu den auffälligsten Übereinstimmungen dieser zeitlich so weit auseinanderliegenden und auch in ihrem Gesamteindruck recht verschiedenen Blätter mit der von Dr. Siebs beschriebenen niederländischen Küstenkarte aus der Mitte des 17. Jahrhunderts gehört besonders die überraschende Ortsangabe „Otterndorf“ in der Gegend, wo man etwa Sievern vermuten sollte. Die Karte von Sanson weist außerdem, wie die Küstenkarte, „Aterndorf“ noch einmal an der richtigen Stelle an der Elbe auf.

Die von Dr. Siebs erwähnten Orte Boltem, Olderhude, Westerhude, Lutkesand an der Wurster Küste finden sich auf der Mercator-Karte genau wie auf der Karte von Sanson und teilweise auch auf der Karte von Jaillot. Bederkesa, auf der Küstenkarte als „Brickmale“ bezeichnet, heißt bei Mercator „Bederkesa vulgo Brickmale“ und bei Sanson „Bederkesa al(i)a Brickmale“.

Zwischen Imsum und Lehe fließt auf meinen drei Karten ein „Stotel fluv.“ in die Weser. An diesem rätselhaften Fluß liegt, wie bei der von Dr. Siebs abgebildeten Karte, bei Sanson und bei Mercator die ebenso rätselhafte Ortschaft Lutkerode.

Ausgerechnet zwischen Imsum und Weddewarden, die seit ewigen Zeiten (bis 1927) eine Einheit gebildet haben, verläuft auf meinen drei Karten eine Land Wursten und Land Hadeln gemeinsam umschließende (und schon deshalb rätselhafte) Grenze.

Die fehlerhaften Übereinstimmungen dieser Art auf den vier Karten (bzw. auf zwei oder drei von ihnen) sind unzählige, auch in Gebieten außerhalb unseres engeren Heimatbezirks. Daß diese vielfach kaum begreiflichen Abweichungen von den wahren geographischen Verhältnissen sich über nahezu ein Jahrhundert auf Landkarten verschiedenster Herkunft gehalten haben, wirft ein interessantes Licht auf die Arbeitsweise der alten Kartographen, die sich ihre Arbeit offensichtlich manchmal recht bequem gemacht haben, indem sie einfach die Darstellungen ihnen zuverlässig erscheinender Vorgänger mit allen ihren Fehlern übernommen haben. Dabei hätte besonders der Stecher der von Dr. Siebs beschriebenen Karte es nicht schwer gehabt, sich zuverlässigere Darstellungen unserer Gegend zu beschaffen als es die alte Mercator-Karte war, denn in Amsterdam hat, wie mehrere weitere Blätter meiner Sammlung ausweisen, in der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Reihe anderer Kartographen gesessen, die die geographischen Verhältnisse unserer Gegend bereits recht wirklichkeitsgetreu wiederzugeben wußten.

Heino Altona, Imsum

Zu unserem Photo von Dodenhoff auf der Titelseite:

Die Ballade von der Imsumer Ochsenkirche

Von Georg Joh. Fr. von Hassel

„Wie die von Dorum und von Wremen
laßt uns auch Stein und Mörtel nehmen,
ein Haus zu bau'n zu Gottes Ehr!
In Weddewarden und in Dingen
wir möchten unserm Herrgott singen
pro nobis auch ein Miserer“.

Soll ihrer Bitten stet Beschwören
Gott nur den anderen erhören
und Gaben streu'n in ihre Hand?
Soll er, wenn unter Flut und Stürmen
sich wild der Nordsee Wogen türmen,
nicht benede'n auch unsern Strand?“ —

So ward der Kirchbau denn beschlossen.
Doch hat's den Teufel arg verdrossen,
und um den Pakt zu hintergeh'n,
raunt er ins Ohr es jedem Christen,
daß Gottes Tempelmauern müßten
mit Fug in seinem Dorfe steh'n.

Der Satansplan schien zu gelingen.
„Hie Weddewarden!“ und „Hie Dingen!“,
so stritt man um die Kirche sich.
Der Teufel rieb sich schon die Hände:
„Nun geht der Heil'gen Traum zu Ende!“,
und Petrus weinte bitterlich.

Dem Bischof sträubt auf seinem Stuhle
das Haar sich unter der Infule
ob solchem bösen Argernus:
„Wir treiben fort den Beelzebub
bis in die tiefsten Höllengruben
und bau'n das Haus ihm zum Verdruß.“

Was Weddewarden und was Dingen!
Uns werden sie den Zehnten bringen,
wenn wir die neue Kirche weih'n.
Zwar sind sie unserer Herde Schafe,
doch störrisch Vieh. Drum soll zur Strafe
ein Ochsenpaar ihr Führer sein!“

So läßt der Bischof denn verkünden:
„Ein jedes Dorf soll ein sich finden
mit einem Rind mit weißem Stern.
Zum Austrieb sind sie zu vertäuen,
und wo sie ruhend wiederkäuen,
da steh' die Kirche unsers Herrn!“

Solch Gottesurteil schlaue zu zwingen
von Weddewarden die und Dingen
ihr Rindvieh kürten prall und drall,
gewöhnten's auch an seine Krippe,
auf daß es an der Koppelstippe
den Partner zög' in seinen Stall. —

Der Tag ist kommen zum Entscheide.
Die Ochsen stehen vor der Weide,
zum Paar verkoppelt, schon bereit,
und, von der Neubegier gedrungen,
die Alten geben und die Jungen,
ins Feld sie scheuchend, das Geleit.

Von Weddewarden und von Dingen,
sie schreien, was die Lungen zwingen:
„Hü, Ossel Hü, in unsern Stall!“
Von Dingen und von Weddewarden,
sie brüllen wie die wilden Garden:
„Hierher, du Beest! Du büst wol mall!“

Das gibt ein Zetern und ein Juchen,
ein Donnerwettern und ein Fluchen.
Die Ochsen werden wirsch und wild,
sie rucken, zucken, zieh'n und zerren
und kennen weder Stall noch Herren
und zotteln weiter ins Gefild.

Weitab vom Dorf, wo unterm Deiche
das grüne Wiesenland, das weiche,
sich üppig dehnt, da grasten sie
und legten schließlich satt sich nieder
und kauten still behaglich wieder,
in Eintracht ein zufriedenes Vieh. —

Aus Weddewarden die und Dingen,
sie mußten ihren Hader zwingen
und neidlos auf die Ochsen schau'n.
Sie reichten endlich sich bedächtig
die Hand und taten friedeträchtig
im Sumpf am Deich die Kirche bau'n. —

Jahrhunderte sind hingegangen.
Geschlechter auf Geschlechter sangen
in Imsums Kirche Gottes Ehr'
und schlossen ihr Gebet mit Amen,
schon längst nicht in der Heil'gen Namen
um reichen Strandguts Segen mehr.

Nun fiel wie einst der Aberglaube
dem Zahn der Zeiten auch zum Raube
des alten Tempels Dach und Wand.
Doch wie ein mahnend Mal soll ragen,
ein trutz'ger Block aus alten Tagen,
der Turm weit über See und Land.

Unbekannte Hausmarken aus der Schiffdorfer Kirche

Rotke Ohmstede lebte im Jahre 1680 in Schiffdorf. Er gehörte zu der großen Familie der heute weitverbreiteten Ohmstedts, die Ludwig Bremers „Älteste urkundliche Nachrichten von Schiffdorf“ (Nr. 41 unseres Heimatblatts, Mai 1953) schon in einem Schatzregister von 1597 nennen. Aus dem noch nicht gedruckten Sippen- und Familienbuch Schiffdorfs von Ludwig Bremer können wir über unseren Rotke (Rotje, Ratje) noch mehr erfahren:

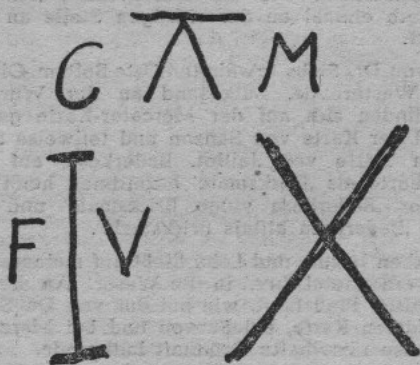


Abb. I, 1—3

Er dürfte 1657 geboren sein, wird 1689 mit Becke Havemann getraut, 1691 als Baumann erwähnt und stirbt, erst 51 Jahre alt, im Jahre 1708. Er ist der Stammvater der heute in der Bohnenstraße wohnenden Ohmstedts. Aber es wäre über ihn nicht viel zu sagen, wenn er nicht unlängst durch einen interessanten Fund bekannter geworden wäre.

Als im Dezember 1956 das gesamte Gestühl der Schiffdorfer Kirche umgebaut wurde, lud man die alten, vorsichtig gelösten Bänke auf Lastwagen und brachte sie in die Habighorstische Tischlerei nach Geestemünde. Dort wurde alles gründlich untersucht und überholt. Dabei bemerkten die Handwerker, daß eins der Bretter, das jetzt zur Auflage der Gesangbücher bestimmt war, früher aber einen anderen Zweck gehabt haben mag, auf der unteren Seite allerlei Buchstaben, Zahlen und Zeichen eingeritzt oder in Kerbschnitt eingeschnitten hatte. Es finden sich die Jahreszahlen 1677 und 1680. Wir sind also in die Zeit des Gerichtsverwalters Albert Delvater geführt, dem nicht nur die damals kleine lutherische Gemeinde in Lehe viel zu verdanken hat, der vielmehr auch seine Schiffdorfer Heimatkirche nicht vergaß: Hier waren wohl seine Eltern um 1623 zugezogen, hier sicherte



Abb. II, Hausmarken von 1652

er sich auch für seine Frau in der Kirche ein Grab, hier ist zu seiner Zeit die Kanzel aufgestellt und das Gestühl errichtet —, die Jahreszahlen unter dem gefundenen Gesangbuchscheitel beweisen es aufs neue.

Interessanter als diese Zahlen sind nun aber die verschiedenen Kerbschnitten, die wir in dem festen Holz finden, und von denen wir wenigstens fünf oder sechs als Hausmarken doch wohl bodenständiger Familien ansprechen können.

„Alte Bauernwappen und Hausmarken aus Schiffdorf“ sind nicht gerade viele bekannt, wie Ludwig

Bremer im Mai 1950 (Nr. 5 des Heimatblatts) festgestellt hat. Die dort aufgeführte Zahl ist durch Gelegenheitsfunde im Inventar der Martins-Kirche ein wenig vermehrt. So konnten nach der Rückkehr der alten, 1635 v. J. Racle gegossenen Uhrschlagglocke auf ihr drei hausmarkenähnliche Zeichen gefunden werden (vgl. meinen Bericht in Nr. 16 des Heimatblatts). Hierbei ist daran zu erinnern, daß Racle im Jahre danach in Bramel eine inzwischen wiederhergestellte, größere Glocke gegossen hat, die ähnlich der Schiffdorfer solche Hausmarken zeigt. Indessen kann von diesen drei Marken bestenfalls eine näher bestimmt werden, die dem Juraten Claus Matheiß gehören möchte (Abb. I 1). Claus wird im Sippenbuch für 1611 als Besitzer von 9 Spall Land erwähnt. Die Familie Matheiß findet sich bereits 1499 in Schiffdorf, ist aber 1788 ausgestorben.

Wertvoller ist ein Kaufvertrag aus dem Jahre 1652, der uns drei genau bezeichnete Hausmarken bringt (Abb. II), dabei die Bohnenmarke und die der Familie Harms, die ebenfalls bereits 1499 in Schiffdorf vorkommt, dann aber ausgestorben ist (vgl. dazu meinen Aufsatz in Nr. 32 unseres Heimatblatts). Die dritte „Mark“ auf diesem Vertrag wird gleich zweimal geführt, und zwar von einem sonst nicht bekannten Gerd Mertens (ein Hannecke Martens findet sich 1562) und seiner Tochter Maria, die auffälligerweise mit der Marke des Vaters zeichnet, obwohl sie nicht mehr den Namen Mertens führt, sondern mit einem sonst ebenfalls unbekannten Wilke Woyschen (?) verheiratet ist.

Auf unserem Gesangbuchscheitel von 1677/1680 finden wir nun wenigstens fünf oder sechs Hausmarken, von denen wir nur bei einer sagen können, welcher Familie sie gehört, — bei der von

unserem Rotke Ohmstede aus dem Jahre 1680 (Abb. IIIa). Es kann ja kaum bezweifelt werden, daß die unmittelbar unter der Namensinschrift für sich angebrachte Marke dem genannten Rotke zusteht. Sie ist übrigens in einer Schlichtheit und Einfachheit — besonders hübsch und auch dadurch ungewöhnlich gefällig, daß das Motiv der gekreuzten Stäbe sich im verkleinerten Maßstab am unteren Ende der Marke wiederholt.

Bei den anderen, nicht näher bestimmbar Markens (Abb. III b und c) handelt es sich bald um runenähnliche Zeichen, dann wieder um ineinander verschränkte Buchstaben, zeitgemäße Vorläufer späterer Monogramme, um Symbole, die an Handwerkszeichen, etwa den Zirkel des Zimmermanns, erinnern mögen, und schließlich um erstaunlich komplizierte Gebilde, wobei wir wie bei den Marken auf der Glocke zu beiden Seiten des Zeichens Buchstaben oder Teile davon finden.

Es bleibt abzuwarten, ob andere Gelegenheitsfunde weiterführen. Unserem Rotke wollen wir dankbar sein, daß er seinen vollen Namen in jenes Brett hat schnitzen lassen. Welchem Zweck dies Holz früher gedient haben mag, ist schwer zu sagen. Bei der Ungleichheit der Schnitzereien und dem Durcheinander der Zeichen wird man kaum annehmen dürfen, daß es irgendwie zur Schau gestellt sein möchte. Es mag sein, daß sich sehr verschiedene Hände im Verlauf der Jahre um 1677 und 1680 oder auch davor oder danach daran versucht haben. Wir freuen uns, daß es nun aus seiner Verborgenheit ans Tageslicht gezogen ist, so daß der Befund in die nicht sehr große Sammlung der Hausmarken von Schiffdorf und in die weitaus größere Zusammenstellung dieser merkwürdigen Zeichen unseres Gebietes eingeordnet werden kann.

Helmut Walsdorff

Über die Brakteaten von Sievern

Eine nachträgliche Gabe zum Jubiläum der „Männer vom Morgenstern“

Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, warum eine Veröffentlichung, um deren Zustandekommen ich mich seit Ende 1954 bemühte, sich noch über die Feier des 75jährigen Bestehens unseres Heimatbundes am 25. August vorigen Jahres hinaus verzögert hat. Jetzt liegt jedenfalls ein Sonderdruck aus der vom Niedersächsischen Landesverein für Urgeschichte herausgegebenen Zeitschrift „Die Kunde“ vor unter dem Titel „Arbeiten aus dem Morgensternmuseum der Stadt Bremerhaven — Die Goldbrakteaten von Sievern — Dem Heimatbund der „Männer vom Morgenstern“ zu seinem 75jährigen Bestehen“.

Die bebilderte Schrift enthält einen von mir herausgegebenen und ergänzten Aufsatz des am 20. Juli 1954 verstorbenen ehrenamtlichen Museumsleiters Studienrat Th. A. Schröter über den elf Goldbrakteaten umfassenden großen Fund aus dem Jahre 1942, mit dem sich an Bedeutung nur noch zwei andere Goldbrakteatenfunde in ganz Westdeutschland — beide auch aus Niedersachsen — messen können. Ein Stück unseres großen Fundes hat eine Runeninschrift. Mit ihr beschäftigt sich eine Abhandlung des Göttinger Universitätsprofessors Dr. W. Krause. Zwischen diesen beiden Arbeiten ist eine von mir über einen einzelnen im Jahre 1950 an anderer Stelle entdeckten weiteren Goldbrakteaten.

Die Schrift wird als nachträgliche Jubiläumsgabe der Stadt Bremerhaven an alle Morgensterner verteilt. Die auswärtigen werden bei der Ver-

sendung bevorzugt. Wer von den in Bremerhaven wohnenden Mitgliedern bald in den Besitz der Schrift kommen möchte, kann sie sich bei einem seiner — mehr oder minder häufigen — Besuche des Museums dort aushändigen lassen.

Die Goldbrakteaten befinden sich bis zur Vollendung des geplanten neuen Museumsgebäudes, das die für so wertvolle Stücke notwendigen Sicherheitsvorkehrungen haben wird, in einem Tresor der Stadtverwaltung. Trotzdem kann jeder Museumsbesucher schon jetzt einen Eindruck von ihnen gewinnen, wie ihn auch die Originale nicht besser geben könnten. Denn es sind nunmehr — nach Erscheinen der Schrift — vorzügliche, von unserem Mitglied Herrn S. Fritsch Ende 1954 gefertigte Nachbildungen ausgestellt. Man findet sie allerdings wegen der derzeitigen Raumnot des Museums nicht in dem Raum „Urgeschichte und Heimat“, wo sie eigentlich hingehören, sondern im zweiten Raum davor.

Zur Erinnerung sei noch bemerkt: Das Morgensternmuseum ist für jedermann — außer Kindern unter 14 Jahren ohne Begleitung Erwachsener — auf Klingelzeichen geöffnet Montag und Donnerstag von 11 bis 13 Uhr, ferner am 1. und 3. Sonntag jeden Monats von 11 bis 13 Uhr und außerhalb der Schulfreien Mittwoch von 16 bis 18 Uhr (gesetzliche Feiertage ausgenommen). Morgensternmitglieder erhalten auf dreimaliges Klingelzeichen auch zu anderen Zeiten Einlaß, wenn jemand zum Öffnen da ist, wonach sich durch vorherigen Anruf (47 65 68) zu erkundigen empfohlen wird.

Dr. Gummel

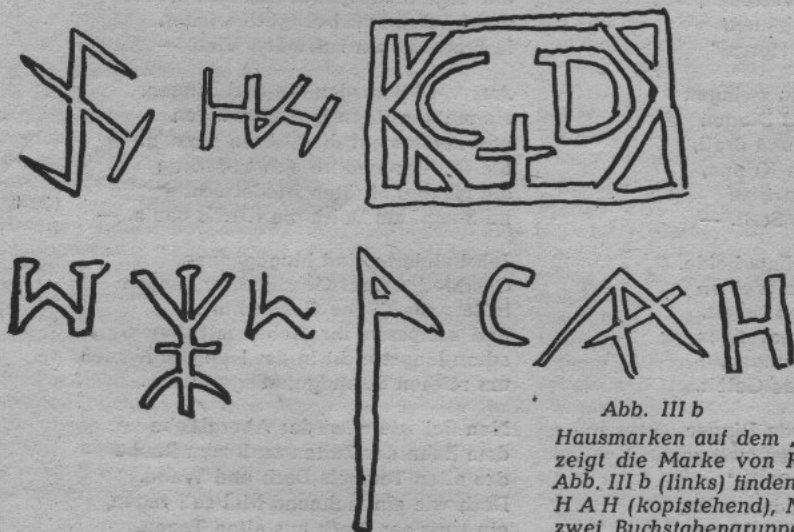


Abb. III b

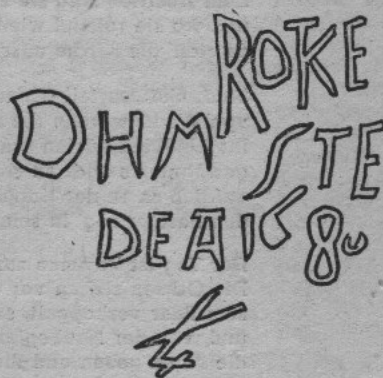


Abb. III a

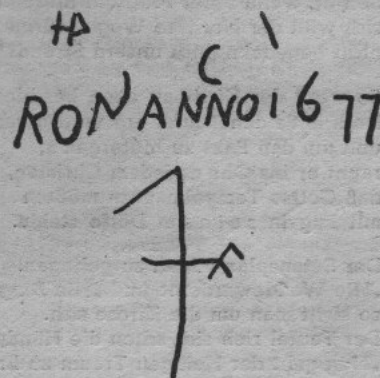


Abb. III c

Hausmarken auf dem „Gesangbuchscheitel“ von 1677/80 aus der Schiffdorfer Kirche. Die Abb. III a (Mitte) zeigt die Marke von Rotke Ohmstede mit der Beifügung der Jahreszahl (A = Anno) 1680. Auf der Abb. III b (links) finden sich mindestens vier Hausmarken, die mit den Anfangsbuchstaben von Namen: H A H (kopfstehend), M M (kopfstehend), C D und C H versehen sind. Abb. III c (rechts) zeigt weitere zwei Buchstabengruppen (H P und R O N) mit der Jahreszahl 1677 und eine Marke, wenn nicht die H P-Gruppe eine zweite Marke bedeutet. — Alle Zeichnungen vom Verfasser.

Wie das Beil erfunden wurde

Als am Ende der Eiszeit auch unsere engere Heimat zwischen Elb- und Wesermündung eisfrei geworden war, glichen die Geestgebiete einer Wüste im wahrsten Sinne des Wortes. Es gab weder Bäume noch Sträucher und selbst die Gräser und anderen kleinen Pflanzen fehlten — nur Sand und Steine soweit das Auge blickte. Unbarmherzig und heiß brannte im Sommer die Sonne auf die schattenlosen Gletscherablagerungen, die Moränen der Eiszeit. Das Inlandeis hatte sich zunächst nur bis Schleswig-Holstein zurückgezogen. Die Kaltluft dort und die Sommerhitze hier lösten heftige lokale Sandstürme aus, die nach und nach den Hohen Lieth, einen Endmoränenzug der Eiszeit, mit seinen sanften Höhen und Niederungen so formten, wie wir ihn heute kennen; starke Regengüsse taten das ihre dazu. Es dauerte lange, bis die ersten Pflanzen ihren Einzug bei uns hielten. Flechten und Moose, niedrige Gräser und Stauden bildeten die erste Vegetation. Aber noch immer fehlten die Bäume. Kein Wald hinderte den Fernblick ins weite Land, nur an den sonnenbeschienenen Südhängen der Höhen hielten Zwergbirken und Zwergweiden ihren Einzug, kleine Bäumchen, die in 30 Jahren kaum kniehoch wurden. Mit den Pflanzen hielten aber auch die Tiere ihren Einzug, Mammut, Wildpferd, Rentier und Wasservogel und viele Kleintiere bevölkerten die waldfreie Steppe und Tundra. Diese Tiere waren aber die Jagdtiere des damaligen Menschen, und daher erschienen auch bald die ersten Menschen bei uns. 20 bis 50 Personen starke Horden waren es, die aus Südwest- und Südosteuropa mehrmals in längeren Zeitabständen den Tieren folgten. Diese Menschen lebten noch ganz in der Tradition der Eiszeit, d. h.

gearbeitet sind. Die Augspresse und der Rosenstock wurden entfernt und ebenfalls die obere Spitze der Stange. Das Ende der Eissprosse wurde abgetrennt und schräg zugeschnitten und bildete so die Schneide des Beils. Dieses Urbeil war aber noch recht unzulänglich. Doch alsbald wurde es weiterentwickelt. Die Eissprosse wurde zur Aufnahme eines besonders gearbeiteten scharfen Feuersteins ausgehöhlt. Diese steinerne Beilklinge ist aus einem Feuersteinkern, der schon annähernd eine Beilform hatte, herausgeschlagen und wird danach Kernbeil genannt. Dieses Kernbeil brauchte nun auch nicht mehr in die ausgehöhlte Eissprosse eingelassen werden, sondern fand in dem verdickten Ende eines kräftigen Knüttels seine Aufnahme und damit war nun auch ein einigermaßen brauchbares Beil erfunden. Das war zu Beginn der mittleren Steinzeit vor rund 9000 Jahren.

Die ältesten Kernbeile sind noch recht roh zu-

rechtgeschlagen und weisen keine Spur von Schliff auf. Sie werden auch bei uns gefunden, wenn auch verhältnismäßig selten. Immerhin sind in den letzten Jahren auf dem Hohen Lieth etwa zehn Kernbeile gefunden worden, wovon sechs sich in der Sammlung des Verfassers befinden. Die Abbildung zeigt ein solches Kernbeil, das im Jahre 1957 bei Midlum, Ortsteil Kransburg, in der Nähe der Bundesstraße 6 gegenüber der Hollburg auf einem Acker herausgepflügt worden war. Die Abbildung zeigt das Beil von der Breit- und Flachseite, es ist neun Zentimeter lang, die Beilschneide befindet sich auf der Zeichnung oben.

Das Beil ist eine der wichtigsten Erfindungen in der Geschichte der Menschheit. Alle Völker kennen heute das Beil in den verschiedensten Formen und Ausführungen. Bei uns dürfte es heute kaum in einem Haushalt fehlen. Um mit Stephan Zweig zu sprechen: Die Erfindung des Beils ist eine Sternstunde der Menschheit.

Gustav Schröder, Dorum

100 Jahre Volkskunde als Wissenschaft

Das Jahr 1858 erlangte für die Volkskunde eine solche überragende Bedeutung, daß wir allen Anlaß haben, uns dessen zu erinnern: Der Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl, Professor für Staatswissenschaften an der Universität München, hielt in diesem Jahre seinen aufrüttelnden und zugleich richtungweisenden Vortrag „Die Volkskunde als Wissenschaft“. Er stellte erstmalig die Bedeutung dieses Wissenszweiges heraus und leitete daraus seine Forderungen ab. Freilich erging es ihm wie so manchem Bahnbrecher: sein Weck- und Mahnruf verhallte zunächst erfolglos, aber ganz vergessen wurde er nicht. Immer wieder tauchte er hier oder da einmal aus der Erinnerung auf.

Riehls Auffassung und Forderung kann nur aus seiner Stellung zu den sozialen Fragen seiner Zeit begriffen und verstanden werden. Er studierte sie mit Fleiß und machte sich darüber seine Gedanken. Da sind zunächst die Begriffe „Volk“ und „Volkskunde“. Fühlten die Deutschen sich denn überhaupt als ein Volk? Wie schwer es war, den Weg zur nationalen Einheit zu finden, hatte das Jahr 1848 zur Genüge bewiesen. Riehl sagte dazu: „Der ethnographische Begriff des Volkes als eines durch Gemeinsamkeit von Stamm, Sprache, Sitte und Siedlung verbundenen natürlichen Gebildes im großen Organismus der Menschheit wird durchaus auf entwickelteren Bildungsstufen gewonnen. Man kann sagen, für Millionen von Deutschen ist der einheitliche Begriff des deutschen Volkes noch immer bloß ein totes Wort, das sie auch aus freien Stücken gar nicht in den Mund nehmen; dagegen hat sich allerdings die größere und gebildete Masse der Nation allmählich zum Verständnis oder wenigstens zu einer Anschauung der Idee des Volkes erhoben. Durch einen großen Teil des Mittelalters war dies aber noch keineswegs der Fall und eben darum schon eine eigentliche Volkskunde unmöglich.“

Der Begriff „Volk“ klärte und festigte sich erst allmählich. Johann Gottfried Herder sprach als erster vom Volkslied (1773). Joseph Görres gab 1807 die „Deutschen Volksbücher“ heraus. Turnvater Friedrich Ludwig Jahn prägte 1810 die Ausdrücke „Volksgeist und Volkstumskunde“. Der Bremer Heinrich Smidt spricht in der Vorrede zu seinen „Kinder- und Ammenreimen“ (1836) von „Volks- und Menschenkunde“. Von dieser Zeit wird „Volkskunde“ zu einem geläufigen Wort, wenigstens im Kreise der Gebildeten. Riehl gibt in seiner Rede keine nähere Begriffsbestimmung des Wortes „Volkskunde“. Wie sehr bei aller übereinstimmenden Grundauffassung die Ansichten der Forscher und Wissenschaftler heute im einzelnen noch auseinanderlaufen, zeigt ein Blick in Herbert Freudenthals „Wissenschaftstheorie der deutschen Volkskunde“ (Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes. Neue Folge. Band 25). Richard Beil umreißt den Begriff der „Volkskunde“ in seinem weitverbreiteten „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ (Kröner Bücher, Band 127) so: „Deutsche Volkskunde ist die wissenschaftliche Erforschung des deutschen Volkes in seiner geistigen Artung, wie sie Abstammung und Landschaft, allgemein menschlich-seelische Grundlage und Gemeinschaftskultur in Auseinandersetzung mit dem geschichtlichen Schicksal gebildet haben. Volkskunde ist eine Geisteswissenschaft.“ Riehl sagt in diesem Zusammenhang: „Unter allen Dingen dieser Welt sei der Mensch des Menschen würdigstes Studium.“

Volkskundliche Züge klingen schon in den Schriften der Alten auf, so bei Herodot, den Riehl den Vater der Volkskunde nennt, bei Tacitus in seiner Germania oder bei Adam von Bremen in seiner Schilderung der nordischen Länder. Aber es waren doch immer nur einzelne Züge, die eingeflochten wurden und kein geschlossenes Bild ergeben. Deshalb bezeichnete Riehl die Volkskunde bisher als eine halbvollendete Schöpfung der letzten hundert

Jahre. Um sie auf den Stand einer selbständigen Wissenschaft zu erheben, muß der Gesamtstoff erweitert werden. „Denn während man vormals bloß die äußere Existenz des Volkes beobachtete und sein inneres Leben, höchstens nur so fern es sich in charakteristischen Sagen, Sitten und Bräuchen spiegelt, geht die moderne Volkskunde viel tiefer und unterscheidet sich dadurch von allen früheren Versuchen. Das ganze kirchliche, religiöse, künstlerische, wissenschaftliche, politische Leben der Nation erschauen wir aus dem Mittelpunkt der Volkskunde in einem neuen Licht, dessen Reflex auf das Volkstum selber zurückfällt. Zur wissenschaftlichen Untersuchung einer deutschen Volksgruppe gehören jetzt ebensogut kirchengeschichtliche und kunstgeschichtliche Vorstudien wie volkswirtschaftliche und statistische. Denn die Nation ist ein Ganzes und auch die untersten Schichten des Volkes tragen ihre Gaben bei zu unseren höchsten geistigen Entwicklungen, wie sie von dorthin Gaben die Fülle zurückerhalten.“ Riehl spannt hier den Rahmen also sehr weit, mit Recht.

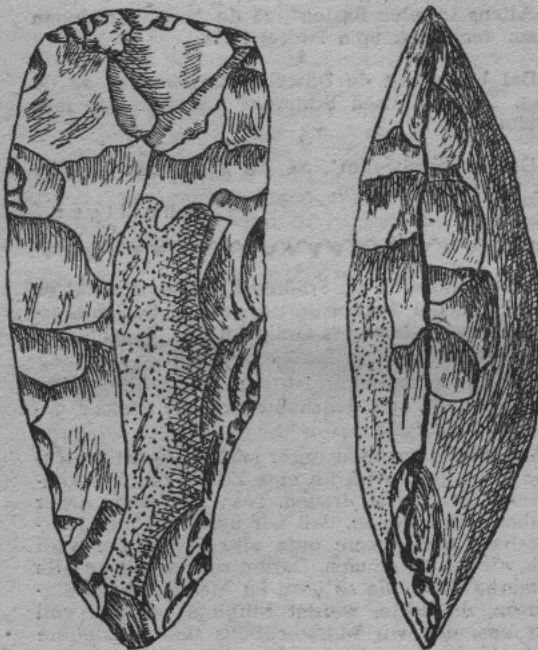
Riehl schöpfte seine Erkenntnisse aus den Forschungen namhafter Wissenschaftler. Er nennt den

Die Heimatpflege unserer Zeit...

„Sie soll Überkommenes bewahren, soweit es auch heute noch lebensfähig ist, oder Zeugnis ablegt von der Entwicklung des Gegenwärtigen aus dem Vergangenen. Mehr noch aber soll sie mitwirken am Aufbau des Heutigen mit dem Ziele, unseren Menschen mit unseren Ansprüchen, unseren Forderungen und unseren Meinungen Heimat zu schaffen.“

Aus einem bedeutsamen Aufsatz „Der Heimatgedanke in unserer Zeit“ von Dr. Herbert Röhrig, dem Vorsitzenden des Niedersächsischen Heimatbundes im Märzheft der „Mitteilungen der Kulturvereine Hannovers“.

Statistiker Gottfried Achenwall (1719 bis 1772), den englischen Nationalökonom und Moralphilosophen Adam Smith (1723 bis 1790), den Kulturgeschichtler Arnold Hermann Ludwig Heeren (1760 bis 1842), den Osnabrücker Ethiker und Soziologen Justus Möser (1720 bis 1794), den Begründer der vergleichenden Erdkunde Karl Ritter (1779 bis 1850) sowie die mythologischen, antiquarischen und philologischen Forschungen der Germanisten Gebrüder Grimm. Vor allem aber wünscht, ja fordert Riehl, daß der Stoff selbst er wandert werden muß. Dazu gehört, um vergleichen zu können, daß man sich in der Fremde umgesehen hat. „Nur wer in der Fremde gewesen ist, vermag die Heimat objektiv zu erfassen und zu schildern. Die Volkskunde ist ihrer Natur nach vergleichend. Aus der vergleichenden Beobachtung entwickeln sich ihre Gesetze, und der echte Volksforscher reist, nicht bloß um das zu schildern, was draußen ist, sondern vielmehr, um die rechte Sehweite für die Zustände in seiner Heimat zu gewinnen.“ Um an die unmittelbaren Quellen heranzukommen, muß man sie aufsuchen und auf den eigenen Beinen durchs Land gehen. In seinem Wanderbuche gibt er dafür nähere, noch heute beachtenswerte Anweisungen. Zunächst ist eine gewissenhafte Vorbereitung vonnöten, alle einschlägigen Schriften und Karten des zu erwandernden Gebietes werden studiert, daß man unterwegs nicht nach dem Wege zu fragen braucht. Allein wandern ohne Begleitung, aber mit dem Notizbuch in der Hand, um Beobachtetes oder Erfragtes sofort festhalten zu können. Nach Abschluß der Reise kommt die Nachbereitung, die gewonnenen Kenntnisse zu verarbeiten. Sein auf solche Weise entstandenes Buch „Die



Beil von Scharnbeck
Natürliche Größe, Zeichnung des Verfassers

ihre Feuersteingeräte waren die der Altsteinzeit; sie waren nur aus etwa fingerlangen, messerklingengähnlichen Feuersteinabschlägen gefertigt. Das Beil jedoch war diesen Jägern noch unbekannt.

Es kam nun die Zeit, in der auch die Waldbäume sich bei uns ansiedelten. Lichte Birkenbestände, denen sich alsbald die Kiefer zugesellte, bildeten die ersten Birken-Kiefern-Wälder. Anschließend entstand bei uns der Mischwald, bestehend aus Kiefern, Erlen, Eichen und Hasel. Erst noch später hielten Fichte und Buche auch bei uns ihren Einzug. Mit diesem Holzreichtum mußte der Mensch sich irgendwie auseinandersetzen und ihn sich zwangsläufig nutzbar machen, sei es durch Verarbeitung des Holzes zu Flößen und Einbaumbooten oder zu Lanzen- und Speerschaften usw. Das konnte er aber nicht mit seinen kleinen Feuersteingeräten; er mußte notgedrungen ein größeres Gerät zur Holzbearbeitung erfinden. Und so wurde das Beil erfunden!

Das ging nun keineswegs von heute auf morgen vor sich, sondern es bedurfte vieler Versuche, bis eine einigermaßen brauchbare Beilform erfunden und entdeckt wurde.

Die ältesten Beile, und zwar wahrscheinlich nicht nur aus dem nördlichen Europa, sondern aus der ganzen Welt, stammen aus Schleswig-Holstein und Dänemark. Sie entsprechen völlig dem Bilde, das man sich von der Ausgangsform dieses Gerätes etwa entwerfen könnte. Das erste Beil wurde aus dem Geweih des Rentiers gefertigt. Schaft und Klinge sind bei diesem Urbeil noch aus einem Stück, indem sie aus der Hauptstange des Rengeweihs und der sogenannten Eissprosse heraus-

Präler" ist nach Beitzl eine noch nicht wieder erreicht: Gipfelleistung.

Riehl fordert, um das noch abschließend zu sagen, daß die Volkskunde zur selbständigen Wissenschaft erhoben werden muß. „Die Wissenschaft, der wir dienen, ist unsere geistige Heimat, und jeder rechte Mann hält seine Heimat für die schönste von ihnen und spricht gern von ihr und meint, es müßten auch andere gern davon sprechen hören.“

Riehls Gedanken wirkten sich mit den Jahren immer mehr aus und erfaßten weitere Kreise. Von den Wissenschaftlern, die sich der Volkskunde widmeten, können hier nur Karl Weinhold und Wilhelm Mannhardt genannt werden, dieser arbeitete schon mit Fragebogen. In Nordwestdeutschland war es die 1895 in Bremen gegründete Zeitschrift „Niedersachsen“, die neben der Landes-

kunde die Pflege der Volkskunde auf ihre Fahne schrieb. 1901 erschien Richard Andree's „Braunschweiger Volkskunde“. 1904 wurde der Verein für Niedersächsisches Volkstum in Bremen ins Leben gerufen. Im gleichen Jahre entstand der „Verband deutscher Vereine für Volkskunde“, dem heute 125 körperschaftliche Mitglieder angehören. Er gibt die Zeitschrift für Volkskunde heraus. In Bremen erschien von 1922 bis 1945 die von Ernst Grohne gegründete „Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde“. Seit 1907 forderte Dr. Wilhelm Peßler in Hannover einen Atlas der deutschen Volkskunde, der dann 1928 zu erscheinen begann. Als Erfüllung der Riehlschen Forderung darf die Errichtung eines Lehrstuhls für Volkskunde an der Universität Hamburg im Jahre 1923 gebucht werden. Heute gibt es wohl keine deutsche Hochschule mehr, an der die Volkskunde nicht ihre Vertreter hat.

Diedrich Steilen

Zeugnisse alter Bauernkultur

Nach siebenjährigem Werben konnte Dr. phil. Johann Bohls zum 11. 9. 1908 eine Versammlung zur Gründung des Bauernhausvereins einberufen. Es gelang ihm, die Mittel aufzubringen, das ehemals Bensensche Haus in Lintig bei Bederkesa (erbaut 1629) in Speckenbüttel bis zum 8. 7. 1909 aufzubauen. Das zweite Haus, aus Köhlen, wurde im April 1912 mit modernisiertem Wohnteil als Unterkunft für unseren Hausmeister bezugsfertig. Den Bau einer schon gekauften Tuunschün verhinderte der erste Weltkrieg.

Aber nach dem Kriege ging Jandoktor mit frischem Mut wieder ans Werk und konnte schon bald nach der Inflationszeit, am 4. 9. 1927, das mächtige Marschenhaus aus Sandstedt, einen alten Adelshof, einweihen. Ihm folgte schon 1935 die malerische Bockmühle aus Nordleda, unsere „olle Griesegrau“. Beide schauten von künstlichen Wurzeln an der Nordwestecke des Parkes weit in das Land. Wursten hinein und grüßten die einfahrenden Schiffe. Diese beiden Bauten sind leider den Flammen zum Opfer gefallen. In der aufgebrochenen Bockmühle entzündeten Kinder ein Feuer, das den hölzernen Bau rasch zerstörte, und das Marschenhaus wurde durch eine aus Spielerei von Besatzungssoldaten abgeschossene Leuchtpatrone am 18. 3. 1946 vernichtet. Das Geesthaus war vom Bombenangriff auf Bremerhaven im September 1944 bis Anfang 1948 für eine Lebensmittelgroßhandlung beschlagnahmt. Kaum war das Haus wieder frei, da begann auch sofort unter Rektor J. J. Cordes der Wiederaufbau. Schon Ende des Jahres konnte das Haus wieder eröffnet werden.

Wir haben uns nun bemüht, außer Schulklassen viele Vereine und Jugendgruppen am Herdfeuer zu sammeln. Und dieses rege Leben im alten trauten Hause gab uns den Mut, zunächst wenigstens den Ausbau des Geestbauerngehöfts zu vollenden. 1956 konnten wir vom Frelsdorfer Brink eine unter Denkmalschutz stehende, aber allmählich verfallende Tuunschün erwerben (Frau Haaren). Sie steht jetzt rechts vom Eingang zu unserem Gehöft. Dazu kam 1957 ein alter Schafstall, ebenfalls vom Frelsdorfer Brink (Heins) und ein Göpeldach aus Drachel, Kreis Bremervörde (Hinck) und schließlich Anfang 1958 noch ein Immenschauer (Bienenstand) aus Neuenwalde (Lilienthal).

Die einzelnen Gebäude

Man betritt das Gehöft von der Parkstraße aus durch eine breite Pforte, neben der an den Seiten riesige Walunterklefer stehen, wie sie in der Walfängerzeit hier an der Niederweser, aber auch an der Niederelbe und auf den friesischen Inseln vielfach vor den Höfen standen als Zeichen, daß ein jüngerer Sohn des Hofes sich als Walfänger ein gut Stück Geld verdient hatte. Geradeaus steht das Lintiger Haus von 1629, heute ein Halbwalmhaus. Es war ursprünglich ein Ganzwalmhaus mit steilem bis zum Hausbalken herunterreichendem Strohdach. Diese Umänderung geschah bei vielen Häusern unserer Gegend, um bei Feuersgefahr etwas länger den Verkehr durch die Grootdör zu ermöglichen. Aber sonst ist es ganz im alten Zustand wieder hergestellt, es brauchte auch nur wenig an Holz erneuert zu werden.

Der Bauer, der sich dieses Haus zu Beginn des zweiten Jahrzehnts des Dreißigjährigen Krieges

erbaute, muß für die damalige Zeit sehr wohlhabend gewesen sein. Es ist ein Siebenfachhaus, das auf acht Paar der mächtigen Ständer und Balken ruht, und erhielt sofort jenseits der Howand (Hauptwand) noch zwei Dönzen (Stuben). Rechter Hand von der Grootdör sind in den Seitenschiffen oder Kübbungen die offenen Kuhställe, linker Hand der Pferdestall und weiterhin die Jungviehställe. Die breite Diele war früher nötig, weil alles Korn hier während der Wintermonate mit dem Dreschflegel ausgedroschen wurde. Wegen des Staubes mußten hierbei sämtliche Türen offen stehen. Die dadurch entstehende Zugluft konnten die Kühe vertragen, aber nicht die Pferde. Deshalb war der Pferdestall sicher abgetrennt: Unten Feldsteinmauer mit Krippe hinter Holzklappen und oben Planken mit Heuraufe. Zur Zeit der elektrischen Dreschmaschinen ist die breite Dreschdiele nicht mehr nötig. Man modernisiert heute die Ställe, indem man sie weit in die Diele hineinbaut.

Das 6. und 7. Fach reichen quer durch das Haus und haben Fenster. Dies ist Küche und zugleich der eigentliche Wohnraum des Hauses, in dem sich alle Einwohner auf dem kunstvoll gepflasterten Flett um das offene Feuer versammelten. Über der offenen Feuerstelle hängt am Kesselhaken, dem eigentlichen Heiligtum des Hauses, der Kochtopf vom Herdrähm herab. Auf dem Rähm wurde alles aufbewahrt, was unbedingt trocken bleiben sollte, so vor allem das Salzfaß, das natürlich nicht offen sein durfte, damit nicht Staub und Sott hineinwehen konnte. Hier lagerten in früheren Jahren auch die Eichenbretter für den nächsten Sarg, das „Notholz“. Beiderseits vom Rähm der Wiemen für Schinken, Speck und Würste. Auf dem Flett steht neben der großen Standuhr unser ältester Schrank aus dem 16. Jahrhundert und eine Anrichte mit einer für einen Geesthof sehr reichhaltigen Sammlung von Kellinghusener Geschirr, Zinntellern, Messingkannen, Zinnlöffeln und mehreren alten Mörsern (der älteste von 1602).

Das Köhlener Haus von 1667 hat eine ganz besondere Geschichte. Es ist nur ein Fünffachhaus, wobei die Abstände der Ständer sogar noch ge-

ringer sind als im Haupthaus. Die Kuhställe sind nur 1,7 Meter tief. Dies Haus muß also aus einer Zeit stammen, wo die Kühe noch wesentlich kleiner waren, also liegt es zwischen den Häusern der Feddersen Wierde und dem Haus von 1629. Es wird bei einem Wiederaufbau im Jahre 1669 nur einen neuen Türbalken bekommen haben. Wir wissen nun, daß es bis etwa 1850 als Einraumhaus benutzt wurde, und zwar von zwei Familien, denn es hat zwei Feuerstellen, für den Bauern und den Altenteiler. Etwa 1850 wurde von einem Hause in Wollingst das Wohnende aufgekauft und an unser Haus angesetzt. Und da dieses Wohnende nun Diele, Wohnküche, Stube und zwei Kammern enthält, erscheint das Haus nun fast ebensogroß wie das andere. Pferdeställe hat das Haus wahrscheinlich nie gehabt, Zugtiere waren wohl Kühe.

Über das Alter unserer Tuunschün und des Schafstalles ist genaues nicht bekannt. Wir wissen nur, daß seit etwa 1750 keine mehr gebaut wurden, aber die Schafställe auf dem Frelsdorfer Brink waren wohl wesentlich älter, und gerade unserer gehörte wahrscheinlich zu den allerältesten. Die Fächer in beiden Gebäuden sind hergestellt aus durch Zwischenleisten gewundenen Schwarzweiden, sogenannte Tuunwände. (Daher unser Wort Wand.) Sie sind nicht wie bei den Seitenwänden der Bauernhäuser mit Lehm verstrichen, denn gerade die Tuunschünen sollten ja der Luft freien Durchzug bieten, damit Stroh, Holz und Torf noch nachtrocknen konnten.

Das Göpeldach stammt erst aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Es gibt zweifellos schönere, leider war ein schöneres für uns nicht zu erreichen;

Dat sä de Jung ...

„Allens to mien Besten“, sä de Jung, dar slogen se em den Stock up'n Puckel twei.

„Dat beste halt de Düwel immer toerst“, sä de Jung, „güstern usen Schimmel un vandagen min Steefmudder.“

„Dat is ungewohnt“, sä de Jung, dar leet he sick 'n Tähn uttrecken.

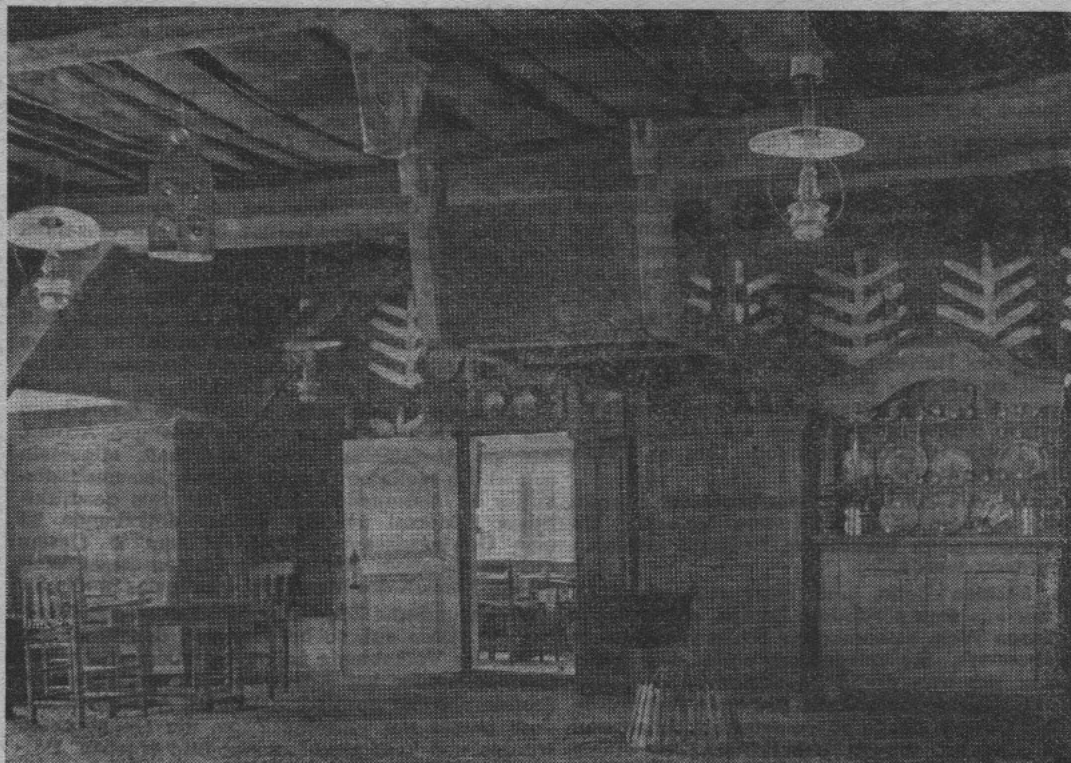
Schnittger

aber was unserem an Schönheit fehlte, das hat es nun durch die hervorragend schöne Dachdeckerarbeit unseres Meisters Oellerich aus Neuenwalde wiedergewonnen.

Unser Immenschauer ist auch nicht älter, aber die Bauart ist seit Jahrhunderten die gleiche geblieben.

Wir wollen uns über unser schönes Geestbauerngehöft, das jetzt wirklich eine Zierde des Speckenbütteler Parkes ist, freuen. Nun muß aber unser Streben dahin gehen, daß wir unser schönes Marschenhaus und unsere gute alte Griesegrau auch noch wieder bekommen. Darum richten wir an alle Bremerhavener, die so gern im Marschenhaus einkehrten, die Bitte, werdet Mitglied bei uns und helft uns, daß wir Marschenhaus und Bockmühle wieder aufbauen können. Die alten Pläne haben wir.

Dr. Meyer-Bothling



Im Lintiger Haus von 1629: Durchblick vom Flett in die Dönz.

(Bild: Zentz)

Des Pastors gutes Rezept

Aufgefunden von Johann Segelken

Interessante Nachricht des Vaterländischen Archivs aus dem Jahre 1820: Martin Rycke, Pfarrer in Stotel, hinterließ „Sermones anniversarii“, die er 1647 beendete. Darin hatte er angemerkt: „In festo circumcissionis, Dem Küster ghewe ick eine Kanne Beerß in de Karken, dat em nich uth de Karken verlange, und eine Swepen, dar he de Hunde mede uth der Karken jaghe, und de Gottvergheters buten der Karken dar mede injaghe.“

Das Vierblatt rettete ihn vom Tode

Am Seminar in Bederkesa war bis kurz nach 1900 der Ökonom Ebert tätig. Er ist in dem Allmerschen Gedicht „Vierblatt“ der Soldat, dem in der Schlacht bei Königgrätz ein vierblättriger Klee das Leben rettete.

Hermann Allmers hat die kleine Geschichte, wie er selbst erzählt, von dem Maler Georg Bleibtreu erfahren, den er im Vorfrühling des Jahres 1867 in Berlin kennenlernte. Bleibtreu hatte die Schlacht bei Königgrätz miterlebt. Von ihm schreibt Allmers:

„Konnte der erzählen! Nie werde ich die Stunden vergessen, in denen ich mit Aug' und Ohr an seinen Lippen hing. Es war kein Reden mehr. Es war ein Malen, wenn auch nicht mit dem Pinsel, und mit geistigem Auge sah man die Bilder farbig und lebendig an sich vorüberziehen oder im weißgrauen Pulvergewölk wieder verschwinden... Und hatte er eben ein gewaltiges Gesamtbild vor unserer Seele entrollt, dann plötzlich brach er ab, um nach kurzem Innehalten vielleicht das Geschick eines einzelnen vorzuführen, irgendeine fesselnde Episode des großen Kampfgewühls ringsum, oder den Blick auf einen armen Schwerverwundeten im Vordergrund zu richten. — Das packte dann das Gemüt, das griff ans Herz mit einer Wucht, daß ich oft genug die Nacht darauf ein solches Bild nicht loswerden konnte aus der Seele.“

„Eines Abends — es war der letzte, den ich beim wackeren Bleibtreu verleben sollte — erzählte er wieder aus der Schlacht bei Königgrätz, diesmal das Erlebnis eines oberschlesischen Infanteristen, von dem er es unmittelbar nachher vernommen hatte. Der war vom sicheren Tode dadurch gerettet worden, daß er sich nach einem vierblättrigen Kleeblatt niederbückte, um es als sogenanntes Glücksblättchen seiner Gattin daheim zu senden.“

So kurz und einfach die kleine Geschichte war, aus seinem Munde drang sie mir ins tiefste Herz, und oft noch mußte ich sie mir zurückerufen.“

Georg Bleibtreu starb am 16. Oktober 1892 in Charlottenburg. Als Allmers in der Zeitung seinen Tod las, „mit einem Male stand der letzte mit ihm verlebte Abend aufs klarste und lebendigste vor meiner Seele... vor allem sah ich aber den treuen schlesischen Landwehrmann vor mir und mit seinen Fingern dankerfüllten Blickes das rettende Kleeblatt emporhalten.“

Da schrieb Allmers sein „Vierblatt“ nieder:

Heiß war der Tag, doch noch heißer die Schlacht;
Wie hat sie geblitzt, gedonnert, gekracht!
Auf offnem Kleefeld in freiem Tal
Hielten und harrten wir still aufs Signal.

Wahrlich, uns war nicht lustig zumut,
Von drüben schossen sie allzu gut.
Hier fiel ein Mann, und dort fiel ein Mann,
Jeder wohl dachte: jetzt kommst du daran.

Jedem wohl pochte nicht schlecht das Herz;
Auch ich schaute betend still niederwärts
Und dachte: was wird aus Weib und Kind!
Und plötzlich — denkt, was ich vor mir find':

Gerad' auf der Stelle, wohin ich seh',
Ward ich ein Vierblatt gewahr im Klee.
Ein Vierblatt, denk' ich, bedeutet ja Glück!
Pflück's deinen Lieben! Und als ich mich bück',

Pfeift eine Kugel, genau wo ich bin,
Kaum vier Fuß über den Boden hin —
Und es bricht zusammen, hinter mir grad',
Zum Tode getroffen ein Kamerad.

Von dem Seminarökonom Ebert in Bederkesa
wußte Allmers aber noch nichts.

Im Jahre 1892 saßen im Sommer der deutsche Kaiser und seine Großmutter in einer Veranda des Parks zu Osborne. Sie unterhielten sich über deutsche Dichter und Künstler im Gegensatz zu englischen Künstlern gleicher Art und Richtung. Da die Ansichten sehr auseinandergingen, schlug der kaiserliche Enkel vor, eine Ausstellung deutscher Bilder, wie kurzer Dichtungen von verwandter Stimmung ins Werk zu setzen.

Das geschah. Allmers erhielt von dem Ausschuß die Aufforderung, ein Blatt von bestimmter Form und Größe eigenhändig in deutscher Schrift nach freier Auswahl mit den besten und für ihn charakteristischen Stücken aus seinen Dichtungen zu versehen.

Allmers entsprach der Aufforderung. Als erstes Stück wählte er das „Vierblatt“, ihm reihten sich noch drei Gedichte an: „Ostern in Rom“, „Feld-einsamkeit“ und „Heidenacht“.

Nach einiger Zeit erfuhr Allmers, daß die ganze Sammlung in einem reich und geschmackvoll gebundenen Album vereinigt, zum Besten bedürftiger Deutscher, die sich in London aufhielten,

öffentlich versteigert und für die Bibliothek des Britischen Museums erworben sei.

Allmers erhielt als Dank eine mit des Kaisers Bild geschmückte Bronzemedaille.

Als sie ankam, war gerade Rechtenfleths Lehrer, Friedrich Beckhusen, bei Allmers. Der meinte, das müsse er sofort der Provinzialzeitung berichten, und das erste der Gedichte müsse mit veröffentlicht werden. Und so geschah es.

Kurz darauf erhielt der Marschdichter von einem ihm völlig unbekannten Mann, eben dem Seminarökonom Ebert in Bederkesa, folgenden Brief:

„Lieber, teurer, tausendmal hochgepriesener Herr Allmers! Wie soll ich Ihnen danken für Ihr Gedicht, wie soll ich aussprechen die große, große Freude, welche Sie mir dadurch bereitet haben! Ach, es ist unmöglich! Denken Sie nur, ich bin ja kein anderer als Ihr armer schlesischer Soldat, den das Vierblatt vom Tode rettete, als er's pflücken und seinen Lieben nach Hause senden wollte. Nun aber bewahre ich es als mein teuerstes Heiligtum, weil's mir das höchste Glück gebracht, was mir beschiedt werden konnte in der Schlacht. Kommen Sie doch und sehen Sie es! Aber auch Ihr Gedicht brachte mir eine Freude, wie ich sie seit langer Zeit nicht hatte. Kommen Sie doch bald, das Glücksblatt zu sehn!“

Dieser Brief machte Allmers die größte Freude.

Heinrich Mahler

Heinrich Teut 90 Jahre

Unser korrespondierendes Mitglied, der Postamtman n i. R. in Hamburg-Rissen, plattdeutscher Lyriker, volkskundlicher Sammler und Bearbeiter des Haderer Wörterbuches, beging seinen 90. Geburtstag. Eine ausführliche Würdigung des Lebenswerkes von Heinrich Teut bringen wir im nächsten Heimatblatt — heute senden wir dem Vorkämpfer für die plattdeutsche Sprache die herzlichsten Glückwünsche!

In't Moor

Se hett in't Döörp de Tied verspeelt,
Nu heet't: Mak to un bruuk de Been!
Dat Padd is knapp man mehr to sehn.
Nu steit s' dar, neem de Weg sik tweelt.
Dör't Moor is't teemlich in de Rich;
Gehüür doch, seggt se, is't dar nich.

Och wat! Se weet den Weg ja good.
Wokeen schull ehr dar uk wat doon?
Se kennt ja anners uk keen Groo'n
Un weer ehr Leev keen Hasenfoot.
So böögt se af un rin in't Moor.
Doch wat is dat? Se spitzt dat Ohr.

Unheemlich is dat, wat se höört.
Is dat de Kattuul, de so schree't?
Sünd dat de Pung'n, de kwarkt in't Reet?
Is dat de Wind, de sik dar röhr't?
Se kickt sik angstig üm, denn rönnt
Se langs den Weg, ans wenn he brennt.

Nu schütt s' in'n Dutt. Wat stoent denn dar?
Ans weer't en Minsch, so höört sik't an,
De sik vör Weh nich bargaen kann.
Is't woll de Deern, de mit de Haar
Ehr Kind dood wörg in'n düüster Haag?
Un nöß sik afscoop op diß Flaag?

Un dar, dar röögt sik't achter n Post
Un langt na ehr mit knökern Hand.
Se springt gau an de anner Kant.
Er flüggt de Aten, krücht de Bost.
Dat's woll de Hex van'n Ravensteen!
De kunn ehr Leev keen Kinner sehn.

Un stigt dar nich en witt Gestalt
Ut't swadde Moorlock in de Hööchd
Un wenkt un wenkt vör all Gewalt,
Kummt jümmers wieder in ehr Nöög?
Se seggt, de't Moorwief kriegt to sehn,
De kummt nich werr, üm den Is't shehn.

De Deern, de rönnt. Man krall! Man krall!
Bloot rut ut't gräsig spöken Moor!
Bloot rut mank stoenen Reet un Rohrl
Se kann nich mehr, de Puust is all.
Do hett ehr Foot de Heid' tofaat.
Gott Loff un Dank! Dar is de Kaat.

Heinrich Teut

Jan Hinnerk up de Lammerstraat

Welcher Plattdeutsche kennt nicht aus seiner Jugendzeit das Lied: Jan Hinnerk wohnt up de Lammer — Lammerstraat, kann maken, wat he will! Der lustige, ja putzige Text, verbunden mit der leicht eingehenden, rhythmischen Melodie, prägt sich gerade jungen Menschenkindern unmittelbar ein. „Un da mak he sick en Geigeken, un da mak he sick en Franzensmann (en Napolejon), en Hanseat, en Engelsmann, en Hollandsmann“, so beginnen die einzelnen Verse. Jeder davon sagt etwas Charakteristisches über die genannten Namen aus: „Vigolin, Vigolin sä dat Geigeken.“ Dann kommt wahrscheinlich — die Reihenfolge ist in den Liederbüchern nicht einheitlich — zuerst der Franzensmann oder Napolejon. Und was tut der? „Ick bün Kaiser, ick bün Kaiser sä Napolejon!“

Dann steht ein Volk nach dem andern dagegen auf. Der in seiner Freiheit bedrohte Hanseat ruft: „Sla em dot, sla em dot!“ Trotzigt ruft der Engelsenmann: „I'm John Bull, i'm John Bull!“ Der Hollandsmann flucht: „Gottsverdorit!“ Auch ein Spanier kommt in manchen Ausgaben an die Reihe. — Nach jedem Vers aber lautet der Kehrreim: „Un syn Deern de heet Kathrin“, um dann wieder in den nächsten Vers einzumünden: „Un darby wohnt he noch jümmers up de Lammer — Lammerstraat, kann maken, wat he will. Un man jümmer, jümmer still.“

Was das alles bedeutet, haben wir als Kinder kaum gefragt; wenn aber doch, war die Antwort: Es sei ein Puppenspielerlied aus der Franzosenzeit. — Und in der Tat muß es wohl vor 1813 entstanden sein, vor allem, wenn folgende Deutung recht hat: Danach handelt es sich nicht um ein groteskes Puppenspielerlied, es will vielmehr eine Aussage über Gott machen! Die Menschen streiten und fluchen, die Völker lehnen sich eins nach dem andern auf gegen Napoleon, den bösen Franzensmann — doch Gott gegenüber, der alles so gefügt, kann man im Grunde nur stille sein. Von ihm nämlich ist die Rede: „Un darbi wohnt he noch jümmer up de Lammer — Lammerstraat.“ Eine Lammerstraat soll es in den Hansestädten nie gegeben haben. Man wohnt ja auch nicht auf, sondern in einer Straße. Gott aber wohnt über den Wolken des Himmels, die schon so etwas wie eine „Lammerstraat“ darstellen. Er kann machen, was er will. Und zwar wunderbar, auf einen Schlag. Darum heißt es in jeder Strophe nach dem Schöpfungsakt: „Perdotzi!“, plötzlich, überraschend ist es da.

Ob man gar deuten kann: Als erstes schafft Gott die Geige mit ihrer Melodie und alles ist harmonisch, bis Gott die Menschen und Völker erschafft, die sich widereinander erheben?

Und was ist's mit dem merkwürdigen Schluß: „Un syn Deern de heet Kathrin?“ Nun — relata refero — ich trage nur vor, was darüber im Sonntagsblatt für evangelisch-reformierte Gemeinden vom 2. Februar d. J. stand, und was dessen Schriftleiter seinerseits aus dem schleswig-holsteinischen Blatt „Kirche der Heimat“ übernommen hat: Danach ist Kathrin nicht etwa eine hamburgische „Köksch“, sondern die dortige Kathrinenkirche, die als einzige in Hamburg nicht von Napoleon für kriegerische Zwecke beschlagnahmt war.

Also die sehr ernste „Moral von der Geschicht“: Gott sitzt im Regiment und tut was er will. Seine Gehilfin hier auf Erden — syn Deern — seine dienstbare Magd und Braut aber ist seine Geliebte, seine Kirche! Darum „man jümmer, jümmer still“.

In die gleiche Richtung, so heißt es in dem erwähnten Blatt, weise eine alte Anmerkung zu diesem Lied: „Un he het sick wol sacht noch vel andere schöne Saken maket, doch heft wi davon noch nich höret; will sick aber een darna befragen, de kann dat ja doon: Dat Hus, wo he wohnt, is je wol ook to fin'n.“

So weit, so gut! Nur eine Frage bleibt: Ist es denkbar, daß der, den kein Mund nennen darf, die ewige Majestät Gottes sich hinter dem Allerweltsnamen Jan Hinnerk verbirgt? Wäre eine solche Nominierung nicht jedem Plattdeutschen wider die Ehrfurcht? — Oder ist ein Kompromiß möglich: Es ist in der Tat nur ein Puppenspielerliedchen, doch eben von hintergründiger Art, so daß eine direkte Gleichsetzung der handelnden Hauptpersonen mit Gott nicht erforderlich, sondern etwa zu schließen wäre: So wie dieser Jan Hinnerk es mit seinen Figuren macht, so macht es in Wirklichkeit noch ein ganz anderer?

Das würde die alte Erfahrung bestätigen, nach der man hintergründige Dinge nicht in den Vordergrund zerren darf, ohne banal oder frivol zu werden.

Kurt Bode, Holßel

Man jo keen Angst vör Addern!

Is kum to glöben, dat ut olen Tieden her sik noch so veel Awergloben un spökhafte Kram lebennig holt hett öwer Dingen, de rund um uns rüm sünd, un wo wi dagdäglich van snackt un mit ümgaht. De weggen schüllt uns Segen bringen, de annern Sük, Sorgen un Unglück. Un wenn dor ok man ganz lütt beten van mit wör, denn reck dat doch al hin, dat wi ut de Angst un Bangen gor nich rutkömen.

Dor is erstmal all dat kole, griese Gewörm, dat „op'n Buk krüppt un Eer fritt, sin Leben lang“. — Sommerdags in de Hautied brukt op de Wisch blos mal'n Deert sik dör't Gras to slingeln, denn sünd in'n Ogenblick so un so veel Forken un Harken dor achterher. — „Slat'n dood!“ bölt de ol Schepklaus, „dat is'n Adder, de brukt eenen blos mit sin duppelte Tungen to likken, dat köst al dat Leben. Öwer dat grötste Föhr Hau springt dat Aas röwer, den Fuhrmann in'n Nacken un bitt em in't Gnick.“

Allens, wat 'n duppelte Tungen un langen Stierr hett, ward för'n Adder afmurkst, ahn dat erst mal hinkeken ward, wat dat is. So kummt dat, dat ok de lütt unschüllige Sünddrang, de „Blindschleiche“ ehr Leben laten mutt, wo se sik blos sehn lett. Ganz öwerglücksche Lü' seggt, se wör noch veel gefährlicher as de Adder sülben, un dat wör man een Glück, dat se keen Ogen un keen Uhrn hett, anners wör sik nix vör ehr seker. De menschliche Angst hett ehr den Spruch in'n Mund legt:

„Kunn eck hürn un kunn eck sehn
beet eck woll dör Stock un Steen“.

Un dorbi kanns du di dissen lütten blanken Burßen baben in't Halsqueder steken un ünner un dat Büxenbeen weller rutloopen laten, he deit di nix, brukt gor keen Angst to hebben.

Sogor de Adder sülben, de Krüzotter, deit di ut sik sülben ok nich'n Tick un is glücklich, wenn se noch so veel Tied hett, vör di wegtoopen. Anners is dat, wenn du se op'n Stierr pettst, ut Versehn op ehr sitten geiht oder motwillig wat mit ehr vörhest. Denn wehrt se sik, as jedet annere Deert ok deit. Un wenn se denn ehr giftigen Tähn brukt, denn is dat natürlich beten wat anners, as wenn du di an'n Rosenbusch reten hest.

De Adder schall in'n tiedigen Fröhjohr in't Watter gahn un sik mit de Aal poorn. Un wo dat vertellt ward, dor krigt mannigeen, de anners för son krossen Pannenaal dat beste Eten stahn lett, dat kole Snutenschüddeln.

Eck sülben kann dor ut min Jungensjohr ok op navertelln. Ut de Sielkuhl in'n Ottergraben hat eck fief Stück van de groten blanken Dinger ruthalt, meist so dick as min Arm. — „Lat mal sehn“, sä Willem Kohrs, de beten wietter hin de Grabens apen maken dä, un keek neeschierig in den Büdel, wo se an't Wöhl'n wörn. — „Tschunge! De seht awer verdächtig ut! Nu weet eck ok, wat de oln Addern hier an de Kuhl to loopen harn, de hebbt sik mit disse Aal poort. Wenn du ornlich tokickst, denn kanns du op ehrn Puckel jo richtig son giftigen Streck dal loopen sehn.“ Mi dücht dat warhaftig ok sülben, un eck har dor gor nix gegen, dat Willem den Büdel mitnehmen dä. Den wull he sinen Burn wiesen, sä he, de dat jümmer afstrieden wull, un denn wull he den Aaskram een mitnanner deep inkuhl'n. — As eck den annern Dag so bi Middag rüm noch mal eben na Willem hinlöp un wull em fragen, wenn de Bur un sin Lü' sik ok woll dächtich verjagt harn vör de giftigen Beester, do keek Mieke-Mudder öwer de Halwedör un röp: „Willem, kumm rin, de Aalzupp is gor!“ —

Wo mannige Ringelnatter, de doch an ehr groten guldigen Backenplacken so licht to kennen is, ward ahn Besinnen för'n Adder dood slan, un se deit doch keenen Menschen wat, hett gorkeen Gift in ehr Tähn. So is dat ok mit de schöne „glasse Natter“.

De lüttje nüdliche Eerdlöper, de „Eidechse“, kummt ok slecht weg. Se schall bincken ehr duppelte Tungen ok noch'n giftigen Aten hebben. Wenn mal een in di'nen Dumen heft oder anners so wat, denn heet dat gilek: „Dor hett di de Eerdlöper woll wat anpußt!“

Ole dicke Uz-Pagg, de „Kröte“, hett bi de Minschen wenig Frönnen, un doch meent se dat so god. In Daag slöppt se, un in'n Schümmern krüppt se all de Kohl- un Eerdbeerbläder dör un snappt de Snicken un annert freten Untüß weg, wo de Gärtner un de Husfroo sik öwer ärgern deit.

So lang de ol Schorse Kathmann mit sin Jägerree in'n Öng wör, schöt he in'n Sommer jeden Kuckuckood, de em vör de Flint köm. Wenn em een fragen dä, worüm he den schönen Vogel nich leben laten Namen dör. Wohld un Wischen roopen he, denn vertell he ganz wichtig: „De ole Gröhlals, de dögt nich. — De wannelt sik winterdags in'n Klemmer (Sperber) un halt uns de Höhner un Lüben wot!“

De Fleddermus, de ok erst ut ehrn düstern Winkel rutkummt, wenn de Sün'n dalgahn is, de heet velerwegens nich anners as Speckmus. Se schall op de Rook-Kommer heemlich an de Specksieten gahn, kann awer in Wirklichkeit mit ehr fine Tähnwerk nix anners bieten as Mücken un Gniten un annert Tügs, wat dor buten bi Nacht un Nebel sin Wesen hett. Un wenn de Husfroo an Speck un Schinken Löcker finnt, de dor van Rötten un Mös oder gor van de lütten blauen Meesen rinftren sünd, denn mutt de Fleddermus de Zech betahln.

Nich veel beter kummt de Uhl'n weg. Wat künnt disse olen troohartigen Glupers dorfür, dat se so dicke Köpp un so grote Ogen hebbt? Se hebbt wirklich nix Slechts an sik un sünd för den Burn op Stall un Schünböhn so veel wiert as'n düchtige Katt — un op Wisch un Acker erst recht. Wenn de Minschen sik man mal de Möh geben wulln un wulln sik son Uhl mal ornlich

ankieken! Nüdlich süht dat sogor ut, wenn de Katt-Uhl dor baben in'n Dannenpull ehr Uhrntimpel hoch stellt, die dor ünner neeschierig be- grotsnuten deit un lies dorbi gnurrt un vertellt.

Wat schall de lüttje pläseerliche Steenuhl oder „Kauz“ dorgegen maken, dat se allerwegens as Dooden- un Liekenvogel in Verdacht is? — Keen Minsch kann gegen sin Natur an — un dat Deert ok nich. Un wenn uns' lütt griede Gast op sin Jagd nu mal giern den Lichtschien van son hell Finster socht, wo sik dat Untügs, wat sin dägliche Brot is, giern hintüht, denn brukt wi bi dat liese „U—witt — u—witt“ noch lang nich an „Kumm mit — kumm mit“ to denken. — Schull nu achter so helle Finstergardin mal tofällig 'n swör Kranken liggen, — de kann ahn de Uhl doodblieben un kann ok ahn de Uhl weller beter wiern. Uns' lütt Vogel hett dor keen Arg ut un keen Schuld an. De is al lang wietterfluddert na dat dögte annere Finster, wo ok Licht brennt. Un wo he wegflegen is — dor hett 'n Uhl seten.

Hinrich Braasch



Lebendige Heimatarbeit

Am Sonntag, dem 20. April 1958, 15.30 Uhr, findet in Dedesdorf („Weserhof“) eine Veranstaltung des Heimatbundes der Männer vom Morgenstern statt. Es ist vorgesehen: 1. Ein Orgelvortrag auf der wiederhergestellten Arp-Schnitger-Orgel von Frau Ramsauer. 2. Lichtbildervortrag über die Siedlungsgeschichte Osterstades und Land Wühdens von Herrn Studienrat Heinz Pieken, Bremen. 3. Mitteilungen über friesische Namen in Land Wühdens von Frau Gertrud Cornelius. Zu dieser Veranstaltung fährt ein Autobus nach folgendem Plan: Ab Straßenbahnhof Lehe 14.30 Uhr, ab Amtsgesamt 14.32 Uhr, ab Pauluskirche 14.35 Uhr, ab Leher Tor 14.38 Uhr, ab Industrie- und Handelskammer 14.42 Uhr, ab Hauptbahnhof Bremerhaven 14.45 Uhr, ab Grashoff/Georgstraße 14.47 Uhr, ab Postamt Wulsdorf 14.52 Uhr. Rückfahrt gegen 19 Uhr. Fahrpreis 2,— DM; gemeinsame Kaffeetafel vorgesehen, Kosten 1,20 DM.

Am Sonntag, dem 18. Mai 1958, 15.30 Uhr, findet eine Veranstaltung in Neuenwalde (Gastwirtschaft Stöver) statt. 1. Es spricht über die Geschichte des Klosters Neuenwalde Herr Oberarchivrat Dr. Erich von Lehe, Hamburg. 2. Es plaudert über die wurstfriesischen Sprachreste Herr Studienrat i. R. Dr. Möllencamp, Bremerhaven. 3. Ferner wird dem Kloster und der Klosterkirche ein Besuch abgestattet. Zu dieser Veranstaltung fährt ebenfalls ein Autobus nach folgendem Plan: Ab Hauptbahnhof Bremerhaven 14.30 Uhr, ab Landeszentralbank 14.32 Uhr, ab Bürgermeister-Smidt-/Lloydstraße 14.35 Uhr, ab Pauluskirche 14.40 Uhr, ab Alte Kirche 14.42 Uhr, ab Straßenbahnhof Lehe 14.45 Uhr, ab Jägerhof 14.47 Uhr, ab Debesteder Weg 14.50 Uhr, ab Langen (Henken) 14.55 Uhr. Rückfahrt gegen 19 Uhr. Fahrpreis 2,— DM. Anmeldungen für beide Veranstaltungen sind zu richten an Fahrtenleiter F. Riedel, Bremerhaven-G., Weidestraße 2, Tel. 7 90 83.

Eine Fahrt durch Land Kehdingen am 8. Juni 1958 führt uns, wie alljährlich einmal, mit den Freunden der Bremer Historischen Gesellschaft und des Stader Geschichts- und Heimatvereins zusammen.

Es ist eine Tagesfahrt mit Autobus geplant. Nähere Mitteilungen werden rechtzeitig in der Mai-Nummer des Heimatblattes gemacht. Anmeldungen und Auskünfte beim Fahrtenleiter Ferdinand Riedel, Weidestraße 2. Fernsprecher 7 90 83.

Vom Büchertisch

Als „Grohne-Gedenkschrift“ ist unter der Schriftleitung von Diedrich Steilen und Rudolf Frenzel das Jahrbuch 1957 des Vereins für Niederdeutsches Volkstum in Bremen erschienen. Neben den beiden Schriftleitern haben Werner Kloos, der jetzige Leiter des Bremer Focke-Museums, Friedrich Prüser, vormals Leiter des Bremischen Staatsarchivs, und Karl Heinz Brandt die museale, volkskundliche, historische und prähistorische Leistung von Prof. Ernst Grohne gewürdigt und so dem viel zu früh verstorbenen Wissenschaftler von Rang ein schönes Denkmal gesetzt. Eine durch die Gattin des Verewigten zusammengestellte Liste der Schriften und Aufsätze Ernst Grohnes läßt auch den Uneingeweihten die weite Spanne und die Fülle des Lebenswerkes dieses fleißigen und begnadeten Forschers ahnen.

Ein Dutzend weiterer Aufsätze aus Geschichte, Heimat- und Volkskunde von verschiedenen Verfassern bringt der zweite Teil des beachtlichen Jahrbuches. Das wertvollste aber sind drei nachgelassene Aufsätze Ernst Grohnes über Blitzschutz für alte Bauernhäuser, über die Hohwand im Niedersächsischen Bauernhause und über das Laterngehen — Aufsätze, die noch ein letztes Mal die liebevolle Kleinarbeit wie die große Überschau, eben die wissenschaftliche Meisterschaft Grohnes nahebringen.

Ein „Dorfbuch von Mulsum“ im Lande Wursten hat unser Ehrenmitglied Willi Klenck, dessen umfangreiche Heimatkunde des ehemaligen Kreises Neuhaus im vergangenen Jahre erschien, nach bislang unausgewerteten Quellen zusammengestellt. Das umfangreiche Werk, das für viele Wurster weit über Mulsum hinaus anziehende und lesenswerte Nachrichten enthält, kann nur gedruckt werden, wenn sich mindestens 500 Bezieher melden und vorher schriftlich zur Abnahme bereit erklären. Der Preis wird 10 DM betragen. Wir werden in einer der nächsten Ausgaben ausführlicher über den Inhalt berichten. Bestellungen nimmt der Verlag Ditzel & Co. in Bremerhaven, Hafenstraße 140, entgegen.

Wer etwas Hübsches und Anregendes verschicken will, der denke an die drei Jubiläumsschriften des Heimatbundes, die über den Mitgliederkreis hinaus noch viel zuwenig bekannt geworden sind. Da ist das aufschlußreiche Heft über Bremerhavens Straßennamen, in unendlicher Mühe und liebevoller Kleinarbeit von Paul Torp zusammengetragen, mit mehrfarbigem modernem Stadtplan versehen; in seinen annähernd tausend ältester, neuer und alter Straßen bildet es eine kleine Heimat- und Stadtgeschichte von eigenartigem Reiz. Da ist ferner das Jahrbuch als Jubiläumsband ganz der Geschichte und Leistung des Heimatbundes gewidmet, berichtend über seine Arbeiten und Erfolge und über die Männer, die ihn geführt und getragen in den siebenhalb Jahrzehnten seines Bestehens — wieviele Familien Bremerhavens und des Landes zwischen Niederelbe und Niederweser sind nicht irgendwann und irgendwo mit dem Morgenstern verbunden! Gerade außerhalb unseres Gebietes wohnende Menschen aus dem Elbe-Weser Winkel werden mit innerer Anteilnahme dies Jahrbuch aufnehmen. Schließlich gibt es auch noch einen ausgesprochenen Bildband, der in hervorragender Wiedergabe nach meisterlichen Aufnahmen die Steingräber unseres Morgensternbereiches bringt — letzte Zeugen einst viel reicherer Hinterlassenschaft derer, die in ältesten Zeiten unseren Boden bewohnt und in solch großartigen Denkmälern Tote und Gottheit geehrt haben.

Alle drei Hefte sind Gaben, die man gut und gern auch jungen Menschen in die Hand legen mag.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzel & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postcheckkonto 136 96. Für den Inhalt verantwortlich Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.